

HEINRICH PEUCKMANN

## Einer von uns, der schreibt

Jugendliche vergleichen sich. Was kann ich, was können die anderen? Was ist normal an mir, was besonders? Und vor allem: Was ist merkwürdig an mir?

Auch ich habe mich mit meinen Freunden verglichen und schon bald festgestellt, dass etwas an mir anders war. Und zwar völlig anders! Ich las nämlich gern. Wenn es regnete, zog ich mich in mein Zimmer zurück, lag bäuchlings auf meinem Bett und las, den Kopf in die Hände gestützt, in einem Buch. Abenteuerromane vor allem, die mich weit in die Welt entführten.

Von meinen Freunden, deren Väter Arbeiter waren, Bergarbeiter zumeist wie auch mein Vater, las niemand. War ich eigentlich normal? Selbst die Verkäuferin in der Buchhandlung schien daran Zweifel zu hegen. »Junge!«, rief sie, als ich mir eines Tages neue Lektüre besorgen wollte, »willst du schon wieder ein Buch? Hast du die anderen denn durch?« Irgendwie, merkte ich, fiel ich nicht nur in meinem Viertel aus dem Rahmen, sondern in der gesamten Stadt.

Was mich trotzdem vor nagenden Selbstzweifeln schützte, waren meine Fußballkünste. Wer bei uns Fußball spielen konnte, galt etwas. Und ich war nicht schlecht. Also wurde mir eine »Macke« verziehen.

Mein Vater arbeitete auf Zeche Heeren, genauer gesagt auf *Zeche Königsborn II/V*. Eines Tages kam er nach Hause und erzählte, dass einer seiner Arbeitskollegen ein Buch geschrieben hätte, einen Roman, von dem jetzt überall gesprochen würde. Er sagte es mit großer Verwunderung, aber auch mit ein wenig Respekt.

Ich staunte. Ein Arbeiter, der nicht nur las, sondern sogar Bücher schrieb. Dann war ich also doch nicht so unnormale. Und falls ich es doch war, dann war der andere es in unvergleichlich größerem Maße!

Max von der Grün hieß er. Ein merkwürdiger Name, wie ich fand. Ein Adelige, so wie Annette von Droste-Hülshoff, konnte er nicht sein, denn dann wäre er nicht Bergmann. Seinen Roman *Irrlicht und Feuer* habe ich damals trotzdem nicht gelesen. Der Bergbau, in dessen Milieu er spielte, interessierte mich nicht nur nicht, ich hatte sogar ein bisschen Bammel

davor. Ich wollte ja raus aus meinem Milieu, wollte lernen, Abi machen, vielleicht studieren. Wenn ich eine Fünf vom Gymnasium nach Hause brachte, schimpfte mein Vater nicht. »Sieh zu, dass du nicht sitzen bleibst«, sagte er dann. »Wenn doch, kriegst du die Kaffeepulle unter den Arm und gehst zum Pütt.«

Ich wusste, dass er es ernst meinte. Schon die Tatsache, dass ich zum Gymnasium durfte, war ein Luxus, den wir uns kaum leisten konnten. Eine Ehrenrunde hätte für mich das Ende bedeutet. Also entwickelte ich eine Abneigung gegen den Pütt. Die Vorstellung, tief unten im »Loch«, wie meine Mutter das nannte, Kohlen loszuhacken, ließ mich so fleißig in der Schule sein, dass ich mir nirgendwo eine »Fünf« einhandelte.

Zu einer Lesung von Max von der Grün bin ich in der Zeit aber trotzdem gegangen. Sie fand im Kamener Gymnasium statt, und ich weiß noch, wie dieser ganz normal gekleidete Mann, der wirklich ein Bergmann sein konnte, an mir vorbei die Treppe hoch zur Aula lief.

Er las eine Erzählung aus dem Band *Fahrtunterbrechung*, dann gab es eine Diskussion, in deren Verlauf sich Max von der Grüns Tochter Rita meldete, die ebenfalls zu den Zuhörern gehörte. Sie hätte da eine Frage zu einem Skandal, der damals in Kamen heftig diskutiert wurde, sagte sie. Kultusminister Fritz Holthoff, der übrigens in der Nachbarstadt Bergkamen als Lehrer gearbeitet hatte, hatte im *Odeon-Kino* einen Vortrag über moderne Schulpolitik gehalten, der heftige Diskussionen auslöste, denen er aber nicht standhalten konnte. Zum Schluss war er zu seinem Dienstwagen gelaufen und mit ihm, die Einbahnstraße verkehrt fahrend, geflüchtet.

Was ihr Vater von so einem Kultusminister halte, wollte Rita wissen.

Max zögerte nicht lange. Feige sei so ein Mann, rief er, unfähig, sein Amt auszuüben, wenn er sich nicht mal einer Diskussion stellen könne.

Da hatte ich also Max von der Grün in seiner ganzen Klarheit, wie ich ihn später oft erlebt und geschätzt habe. Gradlinig, ohne Angst, die Dinge klipp und klar beim Namen nennend. So wie man das unter Tage tat, wo es in Hitze, Stress und Staub auch keine Zeit für abwägende, sich in jeder Hinsicht absichernde Worte gab.

Ich glaube, Max gefiel da nicht nur mir, sondern den meisten seiner Zuhörer.

Später an der Uni in Bochum brauchte ich ihn noch mal, so wie ich ihn in meiner Jugend gebraucht hatte, um meiner sicher zu werden. Ich war der erste aus meiner Familie, der Germanistik studierte, der Erste aus meinem Viertel, der das tat. Meine Schulfreunde hatten sich längst in alle Winde zerstreut, ich war allein und fühlte mich anfangs unwohl. So kam es ganz von selbst, dass ich zwischen Vorlesungen und Seminaren in die Bibliothek ging, unter dem Buchstaben »G« nachschaute und *Irrlicht und Feuer* fand.

Dort, an der Uni, habe ich den Roman gelesen und es war mir schon damals klar, warum. Einer wie ich gehört auch hierher, dachte ich trotzig, denn einer von uns hat hier seine Bücher stehen. Und die könnten, wenn die Professoren es nur wollten, sogar Thema in Seminaren oder bei Vorlesungen sein.

Er hat mir also geholfen, Max von der Grün, ohne dass er es wusste, und es tut mir leid, dass ich es ihm später nie in dieser Klarheit gesagt habe. Ich bin sicher, er hätte eine Geschichte von jemandem dazu parat gehabt, der ihm selbst geholfen hat. Vielleicht die von seinem Lehrer, der ihn mit Texten von Stefan Zweig gefüttert hat, weil er merkte, wie lesebegierig sein kleiner Schüler Max war.

Um 1971 haben wir uns dann kennen und schätzen gelernt, obwohl ich in einer Konkurrenzgruppe zu jener anfang, in der Max von der Grün der literarische Star war. Er hatte in Dortmund die *Dortmunder Gruppe 61* mitgegründet, ich war im *Werkkreis Literatur der Arbeitswelt*. Eine linkere Literatur als jene der *61er* wollten wir schreiben, mit gewerkschaftlicher Orientierung. Literatur als Waffe zur Verbesserung der Lebensverhältnisse der Arbeiter. Mein Gott, wie lange ist das her, wie viel schöne, aber auch naive Hoffnung steckte darin. Und trotzdem war sie nicht völlig naiv, denn der *Werkkreis* fand Gehör, auch bei Arbeitern, die ich heute eher am Bildschirm vor *Pro sieben* oder *RTL* vermute. Vermutlich nicht lesend, auf jeden Fall noch weniger lesend als meine Kindheitsfreunde, die immerhin in der Volksschule Klasse 8 Schillers *Don Carlos* besprachen. Das sollte heute mal ein Lehrer in der derselben Jahrgangsstufe am Gymnasium versuchen! Ich gönne keinem einen solchen Schiffbruch! Bin ich Pessimist geworden oder bin ich Realist?

Trotz der Konkurrenzsituation habe ich mich mit Max von der Grün schnell gut verstanden. Er kam zu unseren Lesungen, war bereit zu einem Gespräch, war überhaupt nicht eitel, obwohl ich damals höchstens zwei, drei kleine Erzählungen veröffentlicht hatte und ein paar Agitpropgedichte, die ich heute wohl besser verschweige. Aber andererseits, warum sollte ich? Sie sprechen weniger gegen mich als Autor, der ich mit literarischen Mitteln versucht habe, die Arbeiter wachzurütteln. Der aus heutiger Sicht scheinbar falsche Ton spricht eher gegen jene, die es angeht. Ist es meine Schuld, dass jene viel zu wenig lesen, für deren Interessen sich die Gedichte einsetzen? Wäre es anders, wäre ihr Tonfall auch nicht falsch.

Wenn ich in den 1970er-Jahren eine Anthologie im *Fischer Verlag* zu unterschiedlichen Themen herausgab (Alt werden in der Gesellschaft, Sport), habe ich immer auch Max von der Grün um einen Text gebeten, und – Konkurrenz hin, Ablehnung her – er hat immer einen Text geschickt. In zwei oder drei *Werkkreis*-Bänden ist deshalb auch Max von der Grün vertreten. Ich glaube, es war so etwas wie ein Vertrauensbeweis, denn nötig gehabt

hätte er diese literarische Plattform nicht. Eher musste er bei den versnobten Literaturkritikern befürchten, dass ihm die Teilnahme schadete.

Unsere beste Zeit hatten wir zweifelsohne in den 1980er-Jahren, als die *Gruppe 61* längst aufgelöst war und sich der Werkkreis jeder Neuerung versperrte und zu einem Schattendasein entschloss. Im Schriftstellerverband trafen wir uns damals, in der Bezirksgruppe *Dortmund/Südwestfalen*, deren Vorsitzender ich fünf Jahre lang war. Es war Max gewesen, der das angestoßen hatte. »Du machst das«, sagte er mir bei einer Versammlung, als wieder Wahlen anstanden und der alte Vorsitzende Gerd Eikenbusch nicht wieder kandidieren wollte. Mein Gott, was haben wir damals alles angestoßen! Ein Literaturbüro in Unna haben wir gegründet, das leider nicht so effektiv wurde, wie wir uns das erträumten, Lesereihen in Dortmund und in mehreren Nachbarstädten haben wir initiiert, der Stadt Dortmund *Plakatgedichte* eingeredet, die bis heute monatlich erscheinen und in allen öffentlichen Gebäuden ausgehängt werden. Für alles fühlten wir uns zuständig, knüpften eine Partnerschaft zum polnischen Schriftstellerverband, betrieben über zwei Jahre hinweg einen fruchtbaren Austausch mit Veröffentlichungen hier und dort, fühlten uns sogar zuständig, als in München der Romancier August Kühn in Geldnöte geriet. Wir überredeten die Stadt München, ihm ein einmaliges Stipendium zu zahlen. So etwas konnte man damals noch erreichen. »Der August soll aber dann auch lernen, endlich mal mit seinem Geld umzugehen«, sagte Max von der Grün. Ich glaube, dass er damit Recht hatte. Nun ist Kühn schon lange tot und seine guten Romane sind weitgehend, vor allem aber zu Unrecht vergessen.

Irgendwann kam der verfolgte und gefolterte südafrikanische Schriftsteller Bloke Modisane zu uns, der verarmt in Dortmund lebte. Wir verschafften ihm ein Stipendium von der *Friedrich-Ebert-Stiftung*, Max half mit, und als wir Modisane die gute Nachricht übermitteln konnten, die nicht nur ihn, sondern auch uns glücklich machte, war er zwei Tage später tot. Erstickt in einem Asthmaanfall im nebligen Dortmund.

Siege und Niederlagen, wir haben viel bewirkt damals, wir wurden enge Freunde und freuten uns auf unsere monatlichen Sitzungen in den *Reinoldi-Gaststätten*, in denen wir nachher noch zusammensaßen und ein Bier tranken. Irgendwann hielt Max die ganze Truppe frei. Er hatte genau an jenem Tag die Verträge zu seiner Oper *Brot und Spiele* unterschrieben, die wohl nicht ungünstig ausgefallen waren. »Mein Gott, wenn ich sehe, wie viel die Musiker verdienen«, sagte er, »dann sind wir Schriftsteller viel zu bescheiden.« Auch das haben wir von ihm gelernt.

Schön war, dass ich als Vorsitzender des *Bezirks-VS* bei allen Auseinandersetzungen, wenn ich versuchte, unsere gemeinsamen Beschlüsse durchzusetzen, seinen Namen verwenden durfte. Es hat oft in der Sache geholfen, wenn ich in einem Gespräch mit dem Dortmunder Kulturausschussvorsitzenden etwa einflechten durfte, dass auch Max von der Grün für diesen

oder jenen Vorschlag sei. Ich habe das jeweils mit ihm vorher abgesprochen und er hat es immer zugelassen.

Irgendwann lud ich ihn zu einer Lesung an meiner Schule, dem Bergkamener Gymnasium, ein. Ich holte ihn vor der Lesung in Dortmund-Lanstrop ab, er zeigte mir noch sein Arbeitszimmer und auch den Text, an dem er gerade schrieb, dann fuhren wir nach Bergkamen. Plötzlich fiel mir eine Geschichte ein:

»Sag mal«, sagte ich, »deine Jenny unterrichtet doch am Gymnasium in Castrop.«

Max nickte.

»Hat sie da einen Kollegen mit Namen W.?«

Augenblicklich blieb Max stehen und stellte seine Tasche auf die Erde.

»Woher kennst du den?«

»Von unserer Schule. Den haben wir abgegeben.«

»Wenn der von eurer Schule kommt, dann betrete ich das Gebäude nicht«, schimpfte Max. »Meine Frau ärgert sich jeden Tag über den, der nichts kann.«

Es hat mich viel Überredungskunst gekostet, Max doch zum Eintritt zu bewegen. Eine schöne Haltung seiner Frau gegenüber war das, fand ich, denn der Kollege W. war wirklich als Lehrer untragbar. Aber konnte unsere Schule etwas dazu? Wir waren froh, dass wir ihn los geworden waren.

Bei dieser Lesung habe ich gemerkt, wie sehr ihn die Behinderung seines Sohnes aus zweiter Ehe betroffen gemacht hat. Er hat darüber immer offen gesprochen, hat nichts verdrängt, sondern es in *Vorstadtkrokodile* literarisch verarbeitet und dem Jungen dadurch ein unvergessliches Denkmal gesetzt.

Als einer meiner Schüler ihn unvermittelt fragte, wieso er ein Buch ausgerechnet über einen Behinderten geschrieben hatte, sah ich, wie Max stockte. Es traf ihn immer noch, es tat ihm immer noch weh, dass sein Junge nicht normal sein konnte wie andere auch.

Ich habe schnell eingegriffen und irgendetwas erzählt, dann hatte sich Max gefasst. Es war ein Moment, der mich menschlich bewegt hat. In diesem Augenblick hat er mir sehr leid getan. Und noch mehr natürlich sein Junge.

Wenn ich ein Problem oder eine Frage hatte, durfte ich ihn immer anrufen. »Ja bitte«, sagte er dann, wenn er sich am Telefon meldete. Ich weiß nicht, warum er nicht seinen Namen nannte, vielleicht, um lästige Anrufer, von denen es sicher welche gab, besser abwimmeln zu können. Es gab dann immer eine klare, ehrliche Antwort auf meine Frage, danach zwei, drei Sätze Smalltalk, dann wollten wir beide zurück an unseren Schreibtisch.

Oft traf ich ihn auch in Kamen, wohin er kam, um bei »Zigarren-Tschorn« seinen Tabak zu kaufen. »Du sollst nicht so viel rauchen«, habe ich dann manchmal scherzhaft gesagt. Max hatte immer seine Freude daran. Ich wusste ja, dass er beim Schreiben gerne ein Pfeifchen rauchte.

Einmal erzählte er mir, dass er neben dem Tabakeinkauf auch in ein Kame-ner Elektrogeschäft gegangen sei. Der Verkäufer habe ihn erkannt, erzählte er mir, und gesagt, dass er in der Schule auch ein Buch von ihm gelesen hätte. Ob er denn auch seinen Lehrer kenne?

Ich wusste, dass ich dieser Lehrer war. Max freute sich. »Es gibt ja auch noch guten Deutschunterricht«, lachte er.

Ich habe ihm geantwortet, dass jener Schüler nicht der Einzige sei, der in meinem Unterricht Bücher von ihm gelesen hätte. Ganze Schülergenerationen habe ich damit vertraut gemacht und dabei nicht nur die *Vorstadtkrokodile* gelesen, die so etwas wie Standardlektüre in den Klassen 5 und 6 geworden sind. Ich habe auch gerne *Irrlicht und Feuer* besprochen, jenen Roman, den ich zu seinen besten zähle. In Kamen spielt er.

Irgendwann habe ich mich aufgemacht und die Ortsangaben des Romans mit Orten in der Stadt verglichen. Die Siedlung, in der Jürgen Fohrmann wohnt, ist eindeutig die Kupferbergsiedlung, an der damals die Zechenbahn vorbeiführte. Heute ist sie zum Wanderweg umgestaltet, auf der neben vielen anderen auch ich gerne jogge. Manchmal denke ich dabei an Jürgen Fohrmann, der diesen Weg, über den Schotter an den Gleisen vorbei, als Abkürzung zur Zeche nahm. Die Zeche, die er schilderte, war aber nicht *Monopol* aus Kamen-Mitte, sondern eindeutig *Zeche Heeren*, wo er gearbeitet hat. Genauso wie mein Vater. Die Gaststätte, in der die Gewerkschaftssitzung stattfand, in der Jürgen Fohrmann seine wüste Kritik gegen die Gewerkschaftsbonzen vorbrachte, ist Gaststätte *Klostermann*, die es bis heute gibt. Ich schrieb einen Artikel über meine Recherche und veröffentlichte ihn in der Lokalpresse. Max meldete sich, als ich ihm ein Zeitungsexemplar zuschickte. »Was du alles rausfindest«, sagte er und lachte.

Inzwischen habe ich die Bahntrasse auch in einem meiner Romane als literarischen Ort gestaltet. Mein jugendlicher Held Oliver Höhne läuft in *Fouls und Fallen* denselben Weg wie seinerzeit Jürgen Fohrmann. Es gibt niemand in meinem Umfeld, den das interessiert. Nur mich bewegt es halt. Es löst Erinnerungen aus, wenn ich über die Trasse jogge. An Oliver Höhne, an Jürgen Fohrmann und an Max von der Grün, meinen Kollegen und Freund, den ich vermisse.